

ERKENNTNISFINDUNG
UND ERKENNTNISFORTSCHRITT
IN DER THEOLOGIE

Zwischen den Vertretern der Exegese und der Systematik gibt es in der Theologie nur noch eine geminderte Möglichkeit der Verständigung. Die beiden Disziplinen unterscheiden sich stark in ihren Aussagen und in ihrem wissenschaftlichen Arbeitsstil. Versuche der gegenseitigen Annäherung sind im Gang. Aber es muß wohl noch manches geschehen, bis sie ganz gelingen. Der Sachverhalt ist nicht besonders alarmierend. Innerhalb anderer Wissenschaften gibt es ähnliche Spannungen. Vermutlich sind solche Erscheinungen in einer Wissenschaft nur ein Zeichen, daß sie zu neuen Ansätzen und Erkenntnissen unterwegs ist. Immerhin gilt, daß die folgenden Ausführungen nur relativen Wert haben und wahrscheinlich nicht die Zustimmung aller Theologen finden würden. Sie stammen aus der speziellen Sicht des Exegeten. Daß sie überdies stark vereinfachen und zum Beispiel die wichtigen Bereiche der Pastoraltheologie und der Kirchengeschichte ganz ausklammern, sei ausdrücklich gesagt.

Zum Wissenschaftscharakter der Theologie

Vermutlich läßt sich die Wissenschaftsstruktur der Theologie am besten beschreiben, wenn man sie mit der Rechtswissenschaft vergleicht. Ihr steht sie strukturmäßig vielleicht am nächsten.

Während die Naturwissenschaften in der Regel von nichtsprachlichen Fakten und Beobachtungen ausgehen – die Sonderstellung der Psychologie sei nur gerade erwähnt – und die Sprache für die Naturwissenschaften erst im Erkenntnisprozeß und bei der Ergebnisvermittlung eine Rolle spielt – und selbst da weitmöglichst in mathematisierter Form –, sind bei den Geisteswissenschaften – wieder von Sonderfällen abgesehen – schon die Ausgangsfakten sprachlicher Natur: es sind Texte. Wissenschaften, die von Texten leben, haben wesentlich die Aufgabe der Interpretation. Aus der Vergangenheit kommende Texte müssen über die Zeitdistanz hinweg erschlossen werden.

Allerdings kann das Ziel der Interpretationsarbeit nun verschieden sein. Es kann darum gehen, die Texte selbst zu erschließen. Das ist bei den Literaturwissenschaften der Fall. Es kann aber auch darum gehen, eine durch die Texte vermittelte Sache zu erschließen. Das ist bei den Geschichtswissenschaften der Fall, wo etwa alte Urkunden und Chroniken untersucht werden, um mit ihrer Hilfe den Verlauf eines Krieges zu rekonstruieren. Das ist auch in der Rechtswissenschaft der Fall. Die Analyse von Texten, nämlich der geltenden Rechtsquellen, dient der Erschließung der Rechtsordnung und der Anwendung im Bereich des Rechtswesens. Die Rechtsordnung ist nicht mit den Rechtsquellen identisch; aber sie ist nur durch sie erfaßbar, und die Rechtsquellen sind sprachliche Gebilde.

Ähnlich ist es nun bei der Theologie. Ihre Aufgabe ist die Erschließung der göttlichen Offenbarung. Die göttliche Offenbarung ist ihr aber nicht in sich selbst, sondern nur durch Texte erfaßbar, entscheidend, wenn

auch nicht exklusiv, durch die Heilige Schrift. Daher ist sie wesentlich eine interpretierende Wissenschaft. Allerdings nicht interpretierend um des Textes willen – dann wäre nur biblische Literaturwissenschaft vorhanden. Sondern interpretierend im Hinblick auf die Erschließung der in der Heiligen Schrift sprachlich vermittelten Sache: der göttlichen Offenbarung.

Der Vergleich zwischen Theologie und Rechtswissenschaft läßt sich noch weiter führen, wenn man einmal davon absieht, daß bei der Herbeiführung und Formulierung neuer Rechtssätze natürlich gewöhnlich auch Juristen beteiligt sind. Die Rechtswissenschaft ist nicht in der Lage, ihre Quellen, etwa Gesetze, selbst in Frage zu stellen. Sie übernimmt ihre Quellen axiomatisch. Ändert der Gesetzgeber ein Gesetz, dann zieht die Rechtswissenschaft ihre Konsequenzen. Aber sie selbst ist für den Bestand und die Geltung des Gesetzes nicht zuständig. Ähnlich die Theologie. Sie bestimmt nicht mehr selbst Umfang und Inhalt ihres grundlegenden Textes, sondern übernimmt ihn unmittelbar vom Glaubensbewußtsein der Kirche, mittelbar von Gott, dessen Offenbarung die Bibel enthält. Allerdings ist die Theologie in der Lage – wenigstens ist das die katholische Auffassung –, eine eigene Wissenschaft zu entwickeln, die begründen kann, warum es sinnvoll ist, mit der Offenbarung Gottes durch Jesus von Nazareth, durch die Kirche, durch die in dieser Kirche weitergegebene Heilige Schrift zu rechnen und daran zu glauben. Es handelt sich um die theologische Vor-Disziplin, die wir »Fundamentaltheologie« nennen. Sie kann den Glaubensakt sinnvoll

machen. Die Theologie interpretiert also tatsächlich wie die Rechtswissenschaft Texte, die ihr nichtevident vorgegeben sind. Ihr Wissenschaftscharakter liegt nur in der methodischen, in allen Einzelschritten reflex zu rechtfertigenden Interpretation ihrer Quellen mit dem Ziel der Erschließung der göttlichen Offenbarung. Wenn es anders wäre, wäre sie keine Glaubenswissenschaft mehr. Sie kann deshalb auch nur dem gegenüber Geltung beanspruchen, der glaubt, so wie die Rechtswissenschaft nur den leiten kann, der sich der von ihr erschlossenen Rechtsordnung einfügt. Die Sachgemäßheit der Interpretation selbst in ihrem Verlauf muß dagegen jeder vernunftbegabte Beobachter anerkennen können.

Welche Einzelvorgänge umschließt nun die theologische Interpretationsarbeit? Wir können zwei sachliche Phasen unterscheiden, die sich aber im konkreten Vollzug nie völlig voneinander lösen lassen: die Feststellung dessen, was der Text sagt, und das Verstehen dessen, was als Aussage festgestellt wurde. Der Text sagt etwa: »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.« Hier kann der Theologe zunächst feststellen, daß »Himmel und Erde« ein feststehender Ausdruck für »Gesamtheit der empirischen Welt« war. Also sagt der Text: »Am Anfang schuf Gott die gesamte empirische Welt.« Aber diesen Satz muß er dann noch zu verstehen versuchen, und das kann er nicht, wenn er nicht über Gott, über das Wesen der empirischen Welt und über den Begriff der Schöpfung nachdenkt. Das wiederum geht nicht ohne Philosophieren. Hier ist also der Punkt, wo Philosophie als integrierender Bestandteil des theologischen Interpretationsvorgangs

gefordert ist. Bei der Arbeit der ersten Phase, im konkreten Fall also bei der Feststellung, daß »Himmel und Erde« so viel bedeutet wie »Gesamtheit der empirischen Welt«, wurde dagegen eine philologische, genauer: eine lexikalische Aussage gemacht, die selbst wieder Sprachwissenschaft und auch ein Stück geistesgeschichtlicher Kenntnis voraussetzt. Somit erweisen sich auch verschiedene geisteswissenschaftliche Betätigungen – Sprachwissenschaft etwa, Geschichtswissenschaft oder Literaturwissenschaft – als integrierender Bestandteil des theologischen Interpretationsvorgangs. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die theologische Methode eine Methodenbündelung aus geisteswissenschaftlichen und philosophischen Einzelmethoden darstellt, die kombiniert angesetzt werden, um die Aussage der Bibel (sowie anderer, in geringerer Intensität ebenfalls noch theologische Quellen darstellender Texte, etwa Konzilsentscheidungen oder Äußerungen der Kirchenväter) zu erschließen.

Während nun der philosophische Teil des Methodenbündels immer schon ziemlich reflex entwickelt war, ist die Akzentuierung und reflexe Entfaltung der vom Typ her geisteswissenschaftlichen Methoden vor allem das besondere Anliegen der modernen Bibelwissenschaft gewesen. Sie erst hat herausgearbeitet, daß die Bibel nicht ein gattungsmäßig einheitlicher Text ist wie etwa ein Lehrbuch der Physik oder das Bürgerliche Gesetzbuch, sondern eine ganze Bibliothek verschiedenartigster Schriften: Sagensammlungen, Geschichtsbücher, philosophische Traktate, Gemeindebriefe, Liederbücher, Novellen, um nur einige Beispiele zu nennen, die sich leicht mit modernen Begriffen kenn-

zeichnen lassen. Sie hat ferner gezeigt, daß die Bibel mehr Verfasser hat, als man früher meinte, daß ihre Verfasser oft zu anderer Zeit lebten, als man früher meinte, und daß einzelne biblische Bücher und schließlich auch die ganze Sammlung das Ergebnis langer und komplizierter Überlieferungsprozesse sind, die selbst wieder in die lange und komplizierte geistliche Geschichte Israels und der Urkirche eingebettet waren. Sie hat gelernt, diese Geschichte, dazu unser ständig wachsendes Wissen aus Archäologie, Orientalistik und klassischer Altertumswissenschaft systematisch zur Erhellung der biblischen Texte heranzuziehen. Die damit ermöglichte immer exaktere Interpretation der Texte fordert natürlich auch immer neu die philosophische Verstehensbemühung heraus, und hier muß der Exeget nach wie vor mit dem Systematiker Hand in Hand arbeiten. Die nun folgende Darstellung der einzelnen Methoden der Erkenntnisfindung in der Theologie geht von der Arbeit des Bibelwissenschaftlers aus. Doch gilt Analoges für die Bearbeitung der weiteren, neben der Heiligen Schrift stehenden theologischen Quellentexte.

Die einzelnen Methoden der Erkenntnisfindung

Zunächst sind einige Hilfswissenschaften zu nennen, die der Bibelwissenschaftler selbst schon nicht mehr betreiben kann. Allerhöchstens kann er sich in einer von ihnen spezialisieren, im übrigen übernimmt er nur die Ergebnisse. Da wäre zunächst die ganze Orientalistik. Worte wie Ägyptologie, Assyriologie, Keilschriftrecht weisen auf wissenschaftliche Welten, die

dem Exegeten oft schon so fern liegen, daß er kaum noch die Fachveröffentlichungen lesen und verstehen kann.

Etwas näher steht ihm dann die spezielle Palästinaarchäologie, die in sich ebenfalls noch differenziert ist. Die eigentliche Feldarchäologie hat im palästinensischen Bereich etwa in den zwanziger Jahren aus einem Stadium besserer Schatzgräberei zu echter Methodik gefunden, vor allem durch die Ausarbeitung eines ersten Systems der Zeitbestimmung mit Hilfe von Keramikfunden durch W. F. Albright.

Sobald bei Ausgrabungen Inschriften oder Handschriften zutage treten, beginnt die Aufgabe der Epigraphik. Sie hat durch die Handschriftenfunde vom Toten Meer kurz nach dem zweiten Weltkrieg endlich so viel Unterlagen bekommen, daß sie jetzt in ihren Zeitansätzen bei Schriftfunden einigermaßen zuverlässig arbeitet.

Die gleichen Funde vom Toten Meer, dazu auch vor allem die aus dem zweiten Jahrtausend vor Christus stammenden keilschriftalphabetischen Tontafeln von Ras Schamra in Nordsyrien haben die hebräische und die gesamte semitistische Sprachwissenschaft in ein neues Stadium geführt. Heute zeichnet sich erstmalig die Möglichkeit ab, nicht mehr nur spekulativ, sondern auf Grund zahlreicher Zeugnisse die verschiedenen Entwicklungsstufen und die verschiedenen Dialekte des Althebräischen zu unterscheiden.

Noch wichtiger waren die Handschriftenfunde der letzten Jahre für die biblische Textkritik, die ebenfalls hohe Spezialisierung fordert, wenn man mitarbeiten will. Für den hebräischen Text des Alten Testamentes haben

wir jetzt umfangreiche Textzeugen aus den letzten Jahrhunderten vor Christus, während vorher unsere ältesten Handschriften aus dem Ende des ersten Jahrtausends nach Christus stammten. Für das Neue Testament führen uns neuere Papyrusfunde aus Ägypten bis etwa in das Jahr 125 nach Christus.

Beim Übergang zu den Bereichen, in denen der Bibelwissenschaftler kompetent mitforschen kann, befindet sich die biblische Zeitgeschichte, vor allem die Geschichte des Alten Israel. Methodisch steht sie auf dem Boden jeder modernen Geschichtswissenschaft. Die besonderen Probleme der biblischen Zeitgeschichte liegen darin, daß sich von den biblischen Nachrichten her in manchen Perioden nur schwer zeitliche Zuordnungen und andere Bezüge zu der uns aus anderen Quellen bekannten altorientalischen und antiken Geschichte aufweisen lassen. Ferner sind manche Gruppen erzählender biblischer Texte von ihrer Zielsetzung und literarischen Gattung her am faktischen Geschehensablauf sehr uninteressiert, so daß er sich nur noch hypothetisch oder gar nicht mehr rekonstruieren läßt. Das gilt sowohl von den Teilen des Alten Testaments, die aus dem zweiten Jahrtausend vor Christus stammen – also Patriarchensagen, Mosegeschichte, Landnahme- und Richtererzählungen –, als auch im Neuen Testament von einem Teil des Evangelienstoffes, vor allem von den Kindheits Erzählungen.

Die genannten und noch manche andere Arbeitsgebiete, etwa die biblische Geographie, sind heute zu relativ selbständigen Hilfswissenschaften der Exegese geworden. Dagegen gehört die Arbeit an den sogenannten Einleitungsfragen weiterhin zu den Aufgaben

jedes Bibelwissenschaftlers. Es geht hier um die Klärung der Frage, wann, wo, von wem, für welchen Leserkreis das einzelne biblische Buch abgefaßt wurde, welche Vorarbeiten und Quellen bei seiner Abfassung benutzt wurden, welche Neuausgaben und Überarbeitungen es später noch erfuhr, bis es seine jetzige Gestalt hatte. Die Antwort ist oft nicht leicht, denn die synagoga-alkirchlichen Traditionen zu diesen Fragen erweisen sich bei genauer Überprüfung als unzuverlässig, die Angaben der Bücher selbst sind meist zu knapp oder fehlen ganz, auch andere äußere Zeugnisse sind in den seltensten Fällen vorhanden, und so ist man auf die innere Analyse des betreffenden Buches nach Inhalt und Form angewiesen sowie auf den Vergleich mit anderen biblischen Büchern. Im Laufe von jetzt etwa zweihundert Jahren hat die Bibelwissenschaft ziemlich genaue und subtile Methoden der inneren Analyse biblischer Bücher entwickelt. Trotzdem müssen die Ergebnisse weithin hypothetisch bleiben, und eine breite Übereinstimmung der Forschung läßt sich nur in den grundlegendsten Ansätzen erreichen.

So herrscht heute weitgehend Übereinstimmung darüber, daß die Fünf Bücher Mose in ihrer jetzigen Gestalt nicht von Mose stammen, sondern ihre Endredaktion erst etwa siebenhundert Jahre später, kurz nach dem babylonischen Exil, erhielten. Dabei wurden vor allem vier Quellenschriften zusammengearbeitet, die aus dem zehnten, achten, siebten und sechsten Jahrhundert vor Christus stammen. Sie lassen sich durch Wortstatistik, Stilanalyse und Gedankenganganalyse voneinander abheben. Sie selbst sind schon

Sammelwerke, welche die mündlichen Erzählungs-traditionen Israels zusammenstellten. Feststellungen dieser Art sind natürlich für die Interpretation eines biblischen Textes unter Umständen von größter Bedeutung. Wenn der Schöpfungstext am Anfang der Bibel wirklich aus der Feder des Mose stammte, hätte er ihn vielleicht tatsächlich als Schilderung des Ablaufs der Weltwerdung gemeint. Stammt er aber von den hochgebildeten Jerusalemer Tempeltheologen der späten Monarchie, dann müssen wir ihn eher als einen ziemlich hintersinnigen und bewußt systematisierenden Lehrtext ansprechen und entsprechend auslegen. Wenn der zweite Schöpfungstext aus einem anderen Werk stammt als der erste und wenn der Endredaktor des Pentateuch beide ohne Bedenken aneinanderbaute, dann können wir schließen, daß er das Weltbild der beiden Texte nicht für sehr wichtig hielt, denn die beiden Texte haben eine ganz verschiedene Vorstellung vom Aufbau und Werden des Kosmos, und wenn es auf diesen Aspekt angekommen wäre, hätte der Redaktor die beiden Texte sicher hierin harmonisiert. Er hat es nicht getan und hat damit uns, die wir von den Naturwissenschaften her wiederum ein völlig anderes Weltbild haben, die Frage des Weltbilds als theologisch belanglos gekennzeichnet. Dies nur als Beispiel für die Bedeutung, welche die Ergebnisse der biblischen Einleitungswissenschaft für die Auslegung annehmen können.

Wie beim Pentateuch, so wurden auch bei vielen anderen biblischen Büchern die einzelnen Stoffe vor ihrer schriftlichen Aufzeichnung, die oft relativ spät liegt, in mündlicher Tradition von Generation zu

Generation weitergegeben. Es waren dann natürlich kleinere Einheiten, noch nicht die späteren umfassenden Werke. Aber diese kleinen Einheiten wurden relativ treu überliefert, weil sie in ganz bestimmte und wohlbekannte Formen mündlicher Tradition gegossen waren. Feste literarische Formen, wie wir sie in unserem Alltag etwa für das Rahmenwerk von Briefen (»Sehr geehrter Herr . . . Mit freundlichen Grüßen«) oder für Todesanzeigen kennen, spielten im Orient und in der Antike eine große Rolle. In bestimmten Situationen mußten auch bestimmte Formen verwendet werden. Umgekehrt kann man aus den Formen eines alten Textes auf das Milieu und auf die Situation zurückschließen, aus denen er ursprünglich stammt. Man kann, wie es im Fachjargon heißt, seinen »Sitz im Leben« bestimmen. Allen diesen Zusammenhängen geht eine Arbeitsweise nach, die heute meist mit dem Wort »Formgeschichte« gekennzeichnet wird.

Die Anfänge dieser Methode liegen zu Beginn unseres Jahrhunderts. Sie wurde zuerst für das Alte Testament ausgearbeitet und dann um 1920 von Bultmann und Dibelius auf die Erforschung der Vorgeschichte der Evangelien übertragen. Dabei zeigte sich, daß der Evangelienstoff vor der Zusammenstellung in unseren »Großevangelien« schon längere Zeit in festformulierter Form mündlich in den Gemeinden der Urkirche weitergegeben worden war. Er wurde zu verschiedenen Zwecken der Predigt, Katechese und Glaubensdiskussion verwendet und in seiner Formulierung oft auf diese Zwecke hin zugespitzt. Derartige Beobachtungen sind natürlich wichtig für die Frage nach dem

Quellenwert einzelner Evangelientexte für die Rekonstruktion des Lebens Jesu, ebenso wichtig aber auch für die Bestimmung der Aussagerichtung dieser Texte in ihrem jetzigen Zusammenhang.

Wir kommen nun zur eigentlichen Auslegung der Bibel, das heißt zur genauen Bestimmung ihres Sinns in einer Satz für Satz und Wort für Wort vorangehenden Analyse. Hier sind wir bei der entscheidenden Arbeit der Exegese, aber gerade zu ihr ist nicht allzuviel zu sagen, denn sie ist weniger eine neue Methode als der konzentrierte Einsatz aller zur Verfügung stehenden Methoden auf einen einzigen Punkt. Neben den Gesichtspunkt der Form tritt nun die genauere Analyse der stilistischen Gestaltung, es tritt die Wortforschung hinzu, die Motivforschung, die Überlieferungsgeschichte, die der Vor- und Nachgeschichte der einzelnen Aussagen nachgeht und sie durch solche Längsverbindungen noch mehr verdeutlicht.

Die Ergebnisse der Einzelanalyse werden niedergelegt in den wissenschaftlichen Bibelkommentaren. Es kommt dabei darauf an, den sogenannten Literalsinn zu ermitteln, den Sinn also, den der Verfasser damals, als er den Text abfaßte, den Adressaten seines Textes mitteilen wollte. Wenn ein Text verschiedene Entwicklungsphasen durchgemacht hat oder sukzessiv in immer neue und umfassendere Zusammenhänge eingeordnet wurde, dann waren vielleicht die gleichen Worte nacheinander Träger zwar nicht disparater, aber doch unterschiedlicher Aussagen. All das muß genau festgestellt werden.

Zur Einzelanalyse des Textes müssen Arbeitsweisen treten, die größere Durchblicke geben oder Synthesen

liefern. Dem dient vor allem die theologische Wortforschung. Sie verfolgt die Bedeutungsentwicklung wichtiger Worte durch die verschiedenen Schichten und Bücher der Bibel. Gerade die theologisch wichtigen Worte des Neuen Testaments erschließen sich oft erst, wenn man die Geschichte der hebräischen Worte, deren griechisches Äquivalent sie sind, durch das Alte Testament hindurch verfolgt. Das tut in vorbildlicher Weise das monumentale »Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament«, an dem seit Beginn der dreißiger Jahre gearbeitet wird.

Über die Wortforschung hinaus versucht dann die biblische Theologie eine Zusammenschau der Aussagen aller biblischen Schichten und Bücher zu einzelnen Themen und Fragen. Doch stößt das oft auf nicht geringe Schwierigkeiten, da man dann die einzelnen Aussagen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausreißen muß. Deshalb wird mindestens im Augenblick ein anderer Typ biblischer Theologie bevorzugt. Man versucht, die Botschaft einer Schicht, eines einzigen Buches oder einer kleinen Gruppe zusammengehöriger biblischer Bücher in ihrem besonderen Akzent gesamtlich zu erfassen und von der Botschaft anderer Bücher möglichst markant abzuheben. So spricht man dann etwa in der neutestamentlichen Exegese von einer paulinischen, einer lukianischen und einer johanneischen Theologie. Im ganzen ergibt sich ein vielstimmiger Chor biblischer Theologien, der sich nicht ohne weiteres auf einen einzigen Nenner bringen läßt. Die Stimmenzahl wird im Rahmen der Gesamtheologie nur noch vermehrt, weil ja, wenn auch in weniger grundlegender Funktion als die

Schrift, noch die Aussage der anderen theologischen Quellen hinzutritt. Kann man da noch zu einer Einheit kommen?

Dennoch muß das geschehen. Nicht nur, weil wir ja durch die theologische Bemühung aus all den vielen menschlichen Sätzen und Aussagen die in ihnen gegebene und nur in ihnen gegebene eine göttliche Offenbarung heraushören müssen. Sondern vorgängig dazu schon, weil sich immer wieder zeigt, daß die Bibel trotz ihrer langen Entstehungsgeschichte, ihrer unsystematischen Vielfalt und ihrer unaufhebbaren Vielstimmigkeit dennoch von ihren entscheidenden Verfassern und von den Schöpfern des alt- und neutestamentlichen Kanons als Einheit gewollt und gemeint war, und daß auch alle späteren theologischen Quellen nichts sein wollen als Entfaltung der einen Botschaft der Bibel. Allerdings wird hier, wo es um die letzte Zusammenschau der biblischen Botschaft geht, endgültig der Raum erreicht, wo der Systematiker über die bessere methodische Ausrüstung verfügt als der Exeget und der Dogmengeschichtler, die zu sehr von all den bisher geschilderten Methoden beschlagnahmt sind. Hier sind nun nämlich die philosophischen Wege der Erkenntnisfindung unentbehrlich. Die literarischen Gattungen, die sprachlichen Welten, das begriffliche Rüstzeug – all das ist in der Bibel in einer solchen Vielfalt da, daß eine Einheit nur erreicht werden kann, wenn die Sache selbst, von der die Bibel überall redet, originell neu durchdacht wird. All das Verschiedene muß auf Fragen, Worte und Begriffe bezogen werden, die nicht mehr aus der Bibel, auch nicht mehr aus einer vergangenen Phase der christlichen Theologie, sondern von heute

sind. Erst dann ist das aus der Vergangenheit Kommende voll angeeignet und verstanden, dann ist seine Vielfalt aber auch zur Einheit geworden.

Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß erst hier das Philosophieren als Teil der theologischen Methode einsetzt. Auch biblische Theologie im vorher geschilderten, noch partikulären Sinn, auch die Einzelauslegung biblischer Texte wären nie möglich, wenn dabei nicht schon immer über die Sache selbst nachgedacht würde, von der die Texte sprechen, und das geht – sofern es sich um Gegenstände der Aussage wie Gott, Mensch oder Heil handelt – unmöglich, ohne daß man »philosophiert«. Aber bei der Konzentration der reflexen Aufmerksamkeit des Exegeten auf die mehr philologischen Methoden mag der philosophische Einschlag seines Tuns zunächst mehr intuitiv und mitlaufend sein. Doch spätestens beim Versuch der Aufhebung der geschichtlichen Vielfalt der Schrift in eine einzige Gesamtheologie muß er dann führend werden.

Die wichtigsten Faktoren des Erkenntnisfortschrittes

Der Erkenntnisfortschritt in der Theologie wird vor allem von den beiden Enden der Methodenreihe her verursacht. Einerseits zwingen die neuen Texte, Fakten, Beobachtungen, die vor allem die Archäologie laufend an die Exegese heranträgt, dazu, die bisherigen Anschauungen immer wieder zu überprüfen. So sind uns allein durch die Texte aus Ras Schamra schon hunderte von bisher dunklen biblischen Texten einfach dadurch verständlich geworden, daß wir diese

Texte nun sprachlich besser verstehen. Oder die Veröffentlichung der hethitischen Vasallenverträge aus den Staatsarchiven von Chattuscha in Kleinasien hat deutlich gemacht, welche ursprünglich staatsrechtliche Modellvorstellung hinter dem im Alten Testament zentralen Gedanken eines »Bundes« zwischen dem Volk Israel und seinem Gott Jahwe stand. Zweifellos sind es heute gerade Archäologie und Orientalistik, die die exegetische Erkenntnis vorantreiben. Das neue Material strömt in einer solchen Fülle zu, daß man den Eindruck hat, es gelinge kaum noch mitzukommen und es voll aufzuarbeiten. Der Zusammenhang zwischen den hethitischen Vasallenverträgen und der alttestamentlichen Bundesvorstellung ist zum Beispiel erst rund fünfzig Jahre nach der Ausgrabung, vierzig Jahre nach der Veröffentlichung in Keilschriftkopien, zwanzig Jahre nach der philologischen und rechtsgeschichtlichen Bearbeitung der Staatsverträge durch Orientalisten entdeckt worden, offenbar, weil erst dann ein Exeget dazu gekommen war, sich gründlicher mit ihnen zu beschäftigen.

Neben diesen Motor des Erkenntnisfortschritts tritt nun ein anderer vom andern Ende der Methodenreihe her. Man könnte ihn vielleicht die Fragenverschiebung nennen. Jede Auslegung alter Texte vollzieht sich im sogenannten »hermeneutischen Zirkel«. Alte Texte erschließen sich nur genauer, wenn man ihnen die richtigen Fragen zu stellen versteht. Was man nicht fragt, wird auch nicht beantwortet – wenigstens gilt das für den Ansatz. Im Fortgang der Exegese kann der Text natürlich dazu zwingen, die herangetragenen Fragen zurückzunehmen und durch andere zu ersetzen. Trotz-

dem hängt Entscheidendes an den Fragen, Problemen, Anliegen, mit denen der Theologe selbst schon zu tun hat. So hat etwa das Aufkommen der dialektischen Theologie in den zwanziger Jahren für die alttestamentliche Exegese eine völlige Neuorientierung mit sich gebracht. Während man vorher vor allem religionsgeschichtlich interessiert war, konnte man jetzt, durch die neuen Problemstellungen der dialektischen Theologie angeregt, plötzlich ganz neue Dinge im Alten Testament entdecken, etwa die großen geschichtstheologischen Konzeptionen der umfassenderen Sammelwerke des Alten Testaments. Sie wären immer zu finden gewesen, wenn man sie gesucht hätte. Aber erst jetzt suchte man sie.

Zu methodologischen Begriffen

Wichtig für die Typologie des Erkenntnisfortschritts in der Exegese dürfte der Begriff des »Vergleichs« sein. Der Vergleich nimmt bei der Auslegung alter Texte weithin die Funktion ein, die in der Naturwissenschaft das Experiment hat. Indem man alle auffindbaren ähnlichen Phänomene heranzieht, kann man seine Erklärung eines bestimmten Phänomens kritisch überprüfen. Wenn man zum Beispiel der Meinung war, die Schilderung der Formung des ersten Menschen aus Lehm vom Ackerboden sei in der Bibel als Realvorgang gemeint gewesen, dann mußten erhebliche Zweifel daran auftauchen, als sich zeigte, daß in ägyptischen Bildern der Gott Chnum die Menschen zwar auf einer Töpferscheibe formt, daß aber in Texten von ihm gesagt wird, er schaffe die Seienden durch sein Wort,

ja als ein ägyptischer Text auftauchte, in dem vom Gotte Ptah beides in einem einzigen Satze zugleich ausgesagt wird: »Ihm, den dein Mund erzeugte, den deine Hände schufen.« Damit ist im kulturellen Kontext des alten Orients der metaphorische Charakter der Töpferdarstellung gesichert.

Natürlich liegt solchen vergleichenden Operationen die Voraussetzung von der Einheit des geschichtlichen und kulturellen Kontextes zugrunde. Diese Voraussetzung gilt nicht schlechthin, sondern muß jeweils selbst wieder kritisch geprüft werden, da Israel und dann auch wieder innerhalb der israelitischen Tradition das Neue Testament oft eigene Wege gegangen sind. Trotzdem gilt, daß in der Methode des Vergleichs ein echtes Analogon zum Experiment der Naturwissenschaft vorliegt.

Ein zweiter in diesem Zusammenhang wichtiger Begriff ist der Begriff der »Hypothese«. Vor allem bei den biblischen Einleitungsfragen, aber auch in der Einzelauslegung muß oft mit Hypothesen gearbeitet werden. Die Verifizierung einer Hypothese geschieht durch ihr Durchspielen in allen in Frage kommenden Bereichen. Das kann heute nicht mehr der einzelne Forscher allein tun, weil innerhalb der Exegese schon zu weitgehende Spezialisierung gefordert ist. Die Bibelwissenschaft modernen Stils wird daher erdrosselt, wenn ihr nicht die Möglichkeit freier wissenschaftlicher Publikationen gegeben wird. Denn Hypothesen bewähren oder widerlegen sich erst im Fortgang der Forschung. Oft bleiben sie auch offen, und man muß abwarten, ob der archäologische Zufall eines Tages neues Material zutage fördert, das sie bestätigt oder widerlegt.

Die Bildung sogenannter »Schulen« in der Bibelwissenschaft bedeutet oft nichts anderes als daß sich Forscher gruppieren je nachdem, ob sie bei ihrer Arbeit bestimmte Hypothesen zugrunde legen oder nicht. So stehen sich augenblicklich in der Behandlung der Frühgeschichte Israels deutlich zwei Schulen gegenüber, zwischen denen es dann noch eine Reihe vermittelnder Positionen gibt. Sie gehen von verschiedenen Hypothesen über den Geschichtswert der Patriarchenerzählungen aus. Das Vergleichsmaterial ist noch so gering, daß keine der beiden Hypothesen überzeugend verifiziert werden kann.

Ein dritter wichtiger Begriff ist der Begriff des »Modells«. Einerseits vollzieht sich die Erkenntnis des Exegeten selbst oft durch Einführung von Modellen. Andererseits – und das ist wichtiger – wird oft Erkenntnisfortschritt erzielt, wenn es gelingt, in den biblischen Texten vorliegende Denk- und Sprachmodelle als Modelle aufzudecken und damit zu relativieren. Ein heute noch umstrittenes Beispiel ist zum Beispiel wichtig für die Diskussion um Monogenismus und Polygenismus. Nach der jahwistischen Pentateuchschicht stammt die Menschheit von einem einzigen Elternpaar ab (Monogenismus). Nun besteht kein Zweifel, daß nomadische Kulturen geschichtliche Prozesse im Modell der Genealogie zu schildern pflegen. An der Spitze eines Stammbaumes steht dann notwendig der eine Ahnherr. Sollte also die Darstellung der Anfänge der Menschheit in einem einzigen Stammvater nur ein kulturbedingtes Denkmodell sein, das wir infolgedessen ohne weiteres durch das uns heute näherliegende Modell der Mutation auf breiter Front (Polygenismus) ersetzen könnten?

In den vorangehenden Überlegungen wurde der Begriff »Erkenntnisfortschritt« als bekannt und als selbstverständlich geltend vorausgesetzt. Doch in einem gewissen Maß muß er in der Theologie in Frage gestellt werden. Man muß nämlich, wenn man die Methodenskala der Theologie von der Archäologie am einen Ende bis zur philosophischen Einheitsstiftung am anderen Ende entlanggeht, diesem Begriff kontinuierlich einen anderen Sinn geben.

Erkenntnisfortschritt in dem Sinn, wie er in der Naturwissenschaft selbstverständlich ist, gibt es nur am Anfang der theologischen Methodenskala. Im Bereich der Archäologie, der biblischen Zeitgeschichte und auch noch der biblischen Einleitungswissenschaft ist ständige Erweiterung, Korrektur, Verfeinerung der Erkenntnis möglich und erwünscht. Hier kann man auch längere Forschungsarbeit am Ende knapp zusammenfassen, und die spätere Forschung kann auf der Zusammenfassung aufbauen, ohne noch einmal den ganzen Erkenntnisweg hin zu dieser Zusammenfassung nachvollziehen zu müssen.

Das wird schon anders bei der Textauslegung, ändert sich noch mehr bei der biblischen Theologie und wird illusorisch bei der »philosophischen« Aneignung der Offenbarung. Je weiter man auf dieser Skala kommt, desto mehr bekommen die notwendigen Erkenntnisse einen ganzheitlichen Charakter und lassen sich nicht gewinnen, ohne daß der jeweilige Theologe sich das Ganze persönlich von den Anfängen her aneignet. Da aber das menschliche Bewußtsein begrenzt ist, wird

beim Auftreten neuer Fragen und Aspekte notwendig anderes, das früher im Zentrum der Aufmerksamkeit stand, zur Seite treten müssen und schließlich irgendwo in der Ferne entschwinden.

Es gibt heute Leute, die mit Schrecken konstatieren, daß der Theologie der Sinn für die Heiligen, für das Jenseits und für manches andere zu entschwinden scheint. Aber kann das anders sein, wenn sich alle Theologen so sehr auf die Gewinnung neuer Erkenntnisse über die Kirche, über das Heil der Heiden, über das Verhältnis des Christen zur Welt konzentrieren? Im Bereich der Auslegung und erst recht der Systematik geht die Theologie zwar auch voran, und indem sie voranschreitet, tun sich vor ihr immer neue Horizonte auf. Aber wie es beim Voranschreiten des Wandernden zu gehen pflegt: blickt er sich um, dann erkennt er, daß hinter ihm der Horizont mitgewandert ist und daß Dinge verschwunden sind, an denen er noch vor nicht langer Zeit vorüberging. Er schließt daraus nicht, daß es sie nicht mehr gibt. Aber er kann sie nicht mehr sehen.